

1

Sie hatte gegen Mitternacht angerufen und deshalb weder mich noch meine Mitarbeiterin Limo erreicht, und so musste ich mich mit den kargen Informationen begnügen, die sie auf meiner Mailbox hinterlassen hatte. Schon seit Ewigkeiten hatte ich nichts mehr von Kim Wozniak gehört und nicht damit gerechnet, dass sie jemals den Kontakt wieder aufnehmen würde. Genau genommen hatte ich sie vergessen, und das war mir damals gar nicht leicht gefallen. Ich kannte sie aus ganz früher Jugend, aus der Zeit bevor ich mit meiner langjährigen Freundin Heike zusammen war. Wir hatten uns in der Disco kennengelernt und sie hatte mich mit nach Hause genommen. Das war deshalb pikant, weil sie als Schwesternschülerin im Schwesternheim der Uniklinik wohnte, wo seinerzeit Herrenbesuch nach 22 Uhr noch verboten war. Sie hatte mich am Pförtner vorbei in ihr Zimmer geschmuggelt, wo wir uns für den Rest der Nacht in alterstypisch heftiger Bettgymnastik übten, die durch die Furcht vor Entdeckung noch aufregender wurde. In entscheidenden Momenten hielten wir uns gegenseitig den Mund zu, um nicht zu laut zu werden. Als sie am Morgen zur Frühschicht ging, ließ sie mich zum Ausschlafen in ihrem Zimmer zurück. Ich konnte das Haus dann erst nach ihrem Feierabend am Nachmittag zusammen mit ihr verlassen. Aus diesem skurrilen Start entwickelte sich eine Beziehung, die etwa drei Monate hielt. Ich war verliebt und wir schmiedeten Pläne zusammenzuziehen, bis zu dem Tag, als mein bestes Stück anfang, beim Wasserlassen zu brennen. Ich ging zum Hautarzt und erfuhr, dass in meinem Körper „die Gonokokken rocken“. Ich hatte mir einen Tripper eingefangen – und das, obwohl ich Kim vollkommen treu gewesen war. Zur Rede

gestellt beichtete sie mir einen Seitensprung. Unter Tränen beteuerte sie, es niemals wieder zu tun, es sei nur ein einziges mal passiert und so weiter. Enttäuscht, eifersüchtig und wütend trennte ich mich auf der Stelle von ihr. Seither habe ich sie aus den Augen verloren, denn kein Graben ist tiefer als der zwischen enttäuschten, ehemaligen Paaren.

Das war bis heute so, oder besser gesagt, bis gestern, denn gestern am späten Abend hatte sie angerufen und heute habe ich ihre Nachricht abgehört. „Hallo Freddie“, hatte sie gesagt, „hier ist Kim, bitte rufe mich an, sobald du das hörst. Auch wenn es mitten in der Nacht ist. Ich stecke in großen Schwierigkeiten. Ich weiß, wir haben schon lange nichts mehr miteinander zu tun und du erinnerst dich gewiss nicht gerne an mich, aber ich kenne niemanden sonst, der mir helfen könnte.“ Sie nannte ihre Mobilnummer und Adresse. Das war alles. Trotz der langen Zeit, die inzwischen vergangen war, erkannte ich auf Anhieb ihre Stimme. Sie klang merkwürdig vertraut, wie ich es schon manches mal bei Stimmen aus der Vergangenheit empfunden hatte.

Kim hörte sich verzweifelt an, als stünde sie unter starkem Druck. Nach einem Moment des Zögerns, in dem ich abwog, ob es mehr Gründe für oder gegen einen Rückruf gab, wählte ich ihre Nummer. Es wäre wohl albern, ihr nach so langer Zeit wegen eines Fehltritts und eines Trippers noch böse zu sein.

Am anderen Ende sprang ihre Mailbox an und forderte mich auf, nach dem Piepton eine Nachricht zu hinterlassen. Das tat ich dann auch ... und eine halbe Stunde später nochmal ... und dann wieder ... und wieder.

Inzwischen hatte ich Limo beauftragt, mehr über meine ehemalige Freundin herauszufinden. Da Kim recht großzügig mit ihren Daten umging, musste meine Mitarbeiterin nicht einmal ihre hervorragend trainierten, digitalen

Muskeln spielen lassen, sondern es reichte eine schnelle Recherche bei Facebook, um ihren Arbeitgeber zu ermitteln. Kim Wozniak war inzwischen Hebamme, oder „Geburtshelferin“, wie es heute korrekt bezeichnet heißt, und arbeitete in einer privaten Klinik für Gynäkologie und Geburtshilfe an der Elbchaussee in Blankenese: Dr. Clemens Clemens & Dr. Antje Wildmüller. Limo versuchte, sie dort zu erreichen, bekam jedoch nur die Auskunft, dass Frau Wozniak nicht im Hause sei.

Mein Gefühl sagte mir, dass etwas nicht stimmte. Sie hatte zutiefst verzweifelt geklungen, so ängstlich, dass ich sie notfalls auch in der Nacht zurückrufen sollte. Wer dermaßen unter Druck auf einen Rückruf wartet, lässt sein Telefon nicht aus den Augen. Also entschloss ich mich hinzufahren. Während Limo in unserem Büro, der Quaestoria, die Stellung hielt, setzte ich mich in mein Bötchen, meinen knallroten Fiat Barchetta, und startete in Richtung Westen. Die Adresse die Kim mir genannt hatte, lag in Wedel. Die Straße namens Galgenberg führte hinunter zur Elbe zum Schulauer Fährhaus, auch bekannt als Willkommhöft. Dort stand die bei Touristen und Ausflüglern beliebte Schiffsbegrüßungsanlage, an die ich mich noch aus Kindertagen gut erinnerte. Jeder „Pott“, der in den Hafen einlief, wurde mit Nationalhymne und Detailangaben über das Schiff begrüßt. So manchen Sonntagnachmittag hatten wir mit der gesamten Familie bei Kaffee und Kuchen dort verbracht und ich hatte von fernen Häfen geträumt. Wenn es sich um einen Fehlalarm handelte, konnte ich meine Eltern besuchen, die ganz in der Nähe, in Rissen, wohnten. Das war ohnehin mal wieder fällig und die Fahrt wäre nicht umsonst gewesen. Es war schon Mitte März und ich hatte meine Eltern seit Januar nicht mehr gesehen, und das, obwohl wir in derselben Stadt wohnten. Asche auf mein Haupt.

Um diese Uhrzeit, am späten Vormittag, war der Verkehr nicht besonders dicht, sodass ich trotz der Baustelle an der Bahrenfelder Chaussee gut voran kam, zu gut, denn ich wurde auf der Osdorfer Landstraße mit siebzig km/h geblickt. Die Sache mit Kim fing so nervig an, wie sie vor fünfzehn Jahren geendet hatte.

Etwa eine halbe Stunde später parkte ich meinen Wagen vor ihrem Haus. Sie wohnte im Erdgeschoss eines zweistöckigen Rotklinkerbaus aus den Sechzigerjahren, der vier Wohnungen beherbergte. Nachdem ich mehrmals geläutet hatte, ohne dass eine Reaktion erfolgte, umrundete ich das Haus, um einen Blick durch die Fenster auf der Rückseite zu werfen. Die hölzerne Gartenpforte war unverschlossen. Der schmale, gepflasterte Gartenweg führte durch niedriges, kahles und struppiges Gebüsch vorbei an einem moosbewachsenen Kellerabgang zu einer Terrasse aus Waschbetonplatten, die durch den Balkon der Wohnung im ersten Stock vor Regen und Schnee geschützt wurde. Zwei graue Teakstühle kämpften mit schmutzig-grünem Algenbewuchs. Einige Blumenkübel aus Polyester im Toskana-Terracotta-Design, die um diese Jahreszeit ohne Bepflanzung verloren wirkten, verbreiteten zusätzliche Tristesse. Die Reihe unvermeidlicher Koniferen, wenige Meter entfernt am hinteren Ende des kleinen Gartens sorgte zwar für ein wenig Grün, aber auch für Friedhofsatmosphäre. Die Terrasse der Nachbarwohnung sah ähnlich trostlos aus. Dort stand ein Klapptisch aus grünem Plastik mit einem von Kippen überquellenden Aschenbecher. Offenbar ging da jemand oft zum Rauchen hinaus. Garten und Himmel waren märzgrau, der Frühling hielt sich noch im Breisgau auf und war bisher nicht zu uns nach Norddeutschland vorgedrungen. Nur wenn man sehr genau hinschaute, sah man erste winzige, grüne Knospen an den kahlen Zweigen der Büsche. Meine Stimmung war mitt-

lerweile in der Nähe des Nullpunkts und ich war kurz davor umzukehren. Ich lugte durch das kleine Küchenfenster, konnte aber nichts Ungewöhnliches erkennen. Dann jedoch schlug mein Herz plötzlich schneller. Ich hatte bemerkt, dass die Terrassentür einen Spalt offen stand, obwohl offensichtlich niemand zu Hause war. Das war nicht so, wie es sein sollte!

Ich versuchte erneut, mich bemerkbar zu machen. „Hallo Kim!“ ... „Jemand da?“

Nach mehreren lauten Rufen stieß ich die Tür vorsichtig weiter auf. Im Kontrast zu der lieblosen Terrasse, lag dahinter ein freundlich eingerichtetes Wohnzimmer mit warmen Farben, Kiefernholzmöbeln und viel sehr weiblicher Dekoration, etwas verschnörkelt, aber geschmackvoll. Zumindest war der Raum gemütlich eingerichtet gewesen, bevor jemand die hübschen Sachen auseinandergerissen und achtlos überall verstreut hatte. Mein Gott. Es sah ganz so aus, als habe eine Bombe eingeschlagen. Die Wohnung war grob durchsucht worden. Nach einem Moment der Unsicherheit – der oder die Vandalen konnten sich noch im Haus befinden – ging ich vorsichtig nach nebenan in die Küche.

Schon von der Tür aus konnte ich sie sehen. Die Frau mit dem kupferroten Haar, die leblos zwischen Herd und Kühlschrank auf dem Boden lag, war vermutlich meine alte Freundin Kim. Offenbar war sie erschlagen worden. Vom Fenster hatte ich sie nicht bemerkt, weil der Küchentisch den Körper verdeckte. Eine große Lache bereits geronnenen Bluts hatte sich auf den weißen Bodenfliesen ausgebreitet. War das die späte Strafe für den Tripper, den sie mir angehängt hatte? Ich hoffte nicht. Aber vielleicht hatte sich jemand gerächt, dem sie noch etwas Böseres verpasst hatte. Aids zum Beispiel.

Augenscheinlich war sie tot, aber ich musste sichergehen,

dass ich nichts mehr für sie tun konnte. So wie sie lag, war es mir weder möglich, ihren Puls zu fühlen, noch ihr Gesicht zu erkennen. Ich musste näher herankommen, aber alle Versuche, das von der sicheren Seite aus zu tun, ohne in die Blutlache zu treten, misslangen. Der Raum zwischen Küchentisch und Herd war einfach zu eng. So blieb mir nichts anderes übrig, als aufzugeben oder vorsichtig einen Fuß in die Blutlache zu setzen, um mich dann auf den Herd gestützt vorzubeugen. Natürlich war mir klar, dass es besser wäre, der Leiche nicht nahe zu kommen, den Tatort unberührt zu lassen und die Polizei zu rufen, aber wie alle Detektive bin ich notorisch neugierig, und so kam es, wie es kommen musste. Kaum war ich mit einem Fuß in die klebrige Lache getreten und hatte mich vorgebeugt, rutschte ich aus und verlor das Gleichgewicht. Erfolglos und verzweifelt versuchte ich noch, mich am Tisch festzuhalten, um dann mit rudernden Armen laut fluchend der Länge nach auf den Boden und auf die tote Frau zu fallen. Dabei drehte sich ihr Kopf und sie schaute mich aus weit aufgerissenen, erloschenen Augen vorwurfsvoll an. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Ohne Zweifel: Es war Kim. Schnell sprang ich auf, nur um auf dem glitschigen Boden sofort wieder auszurutschen und ein zweites Mal in der Lache zu landen, dieses Mal rücklings. Jetzt sah ich aus, als habe ich nicht nur ein Blutbad, sondern ein Blutvollbad genommen. Mit meiner Kleidung hatte ich einen großen Teil des halb geronnenen Lebenssafts aufgefeudelt. Mir wurde übel. Der Blutgeruch stieg mir aggressiv in die Nase. Als ich an mir herunterschaute, wurde mir noch schlechter. Ich sah aus wie Jack the Ripper nach drei Tagen Schlitzen im Akkord. Hose, Hemd und Jacke waren so blutig wie meine Hände, mit denen ich versucht hatte, mich abzustützen. Ich musste schleunigst aus der Wohnung, bevor ich das von mir angerichtete Chaos wei-

ter vergrößerte und anfang zu kotzen. Würgend lief ich auf die Terrasse, wo ich mich in einen Pflanztopf übergab, um mich anschließend auf einen der Gartenstühle fallen zu lassen und ein paar mal tief durchzuatmen. Dann wischte ich mir die Hände an meinem Hemd ab, zog mit zitternden Fingern mein Handy aus der Tasche und wählte die Nummer meines alten Friends Ariano Clepper, Hauptkommissar beim Dezernat für Gewaltverbrechen.

„Es gibt Kundschaft für dich.“ Mit Mühe hielt ich meine zitternde Stimme unter Kontrolle.

„Oh nein, Freddie, bist du etwa wieder über eine Leiche gestolpert? Du hörst dich schrecklich an.“

„Gestolpert trifft es in diesem Fall ziemlich genau“, sagte ich, „ich bin in ihrem Blut ausgerutscht und auf sie gefallen. Erschrick nicht, wenn du mich siehst. Ich sehe mindestens so furchtbar aus, wie ich mich anhöre.“

„Mein Gott!“

„Erinnerst du dich noch an Kim Wozniak, die Schwesternschülerin vom UKE?“

Er zögerte einen Augenblick. „Von damals? Die mit dem Tripper?“

„Genau die. Ich bin in ihrer Wohnung. Die Terrassentür war unverschlossen. Die Wohnung ist auf den Kopf gestellt worden und Kim liegt mausetot in der Küche in ihrem Blut. Anscheinend wurde sie erschlagen.“

„Wieso bist du dort?“

„Sie hat mich angerufen und um Hilfe gebeten, aber leider zu spät. Am besten du kommst erst mal her.“ Ich nannte ihm die Adresse.

„Fass nichts an.“